Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 48

Artikel: Der erste Schnee

Autor: Keller, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der erste Schnee.

Von Gottfried Keller.

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die letzte Ruhestatt,
So auch unser Tun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Reiner weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Dass die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Dräuend aus dem Grabe streckt.

(Aus G. Kellers „Gesammelte Werke". J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin. Bd. IX|X, Gesammelte Gedichte).

Die Gräfin Grisapulli.

Von Lisa Wenger. *)

Die Geschichte der Pfarrfamilie von Oberau glich einem klaren, stillen See, dessen Oberfläche kaum je ein unerwarteter Windstoß bewegte und dessen Wellchen friedlich und gleichmäßig die Ufersteine bespülten.

Im Pfarrhaus folgten sich die Tage und glichen sich. Nach dem Frühjahrsschnee auf den blühenden Bäumen kam des Sommers Gold, das glühende Herbstrot und zuletzt das arme, öde, kalte Weiß des Winters. Selten gelang es einem Ereignis, eine wesentliche Erregung hervorzurufen.

Diese wohlmeinende Familie war nun aber doch in Aufruhr geraten durch den Brief eines italienischen Grafen, der seine Frau gerade in dem Pfarrhaus von Oberau für längere Zeit unterzubringen wünschte.

Es stand etwas von besser Deutsch lernen in dem Brief, von guter Luft und freundlichem Familienleben. Und auch von hohem Kostgeld. Der Graf verlangte telegrapische Antwort, ob man die Dame erwarte, und ob sie schon morgen eintreffen könne.

„Eine italienische Gräfin!" rief die dünne, blasse Pfarrerin beklommen. „Da wird man den ganzen Tag backen und braten müssen!" Es war nicht zu verwundern, daß die stets gehetzte Frau sich vor vermehrter Arbeit fürchtete. Sie war ohnehin den ganzen Tag am Kochen oder Flicken oder Plätten und hatte nie und zu nichts anderem Zeit. Das ganze Jahr nicht. Kam je ein Mensch auf den Gedanken, ihr ein Buch zu schenken — ihr Mann hatte sich das längst abgewöhnt — so fragte sie verwundert: „Ja, gibt es Frauen, die Zeit zum Lesen haben?", was auf den Geber des Buches etwas ernüchternd wirkte.

„Nein, Liebe", beruhigte sie der Pfarrer, „sie wird sich mit unserer einfachen bürgerlichen Kost zufrieden geben wollen. Sonst begehrte sie ja nicht zu uns zu kommen". Dem Pfarrherrn leuchtete das ganze Gesicht von Freundlichkeit. Er war ein Mensch, der überall nur das Gute sah, der eine unbewußte und große Freude an allem Schönen hatte und der nie auf den Gedanken gekommen wäre, eine Lüge zu sagen. Es wäre ihm überhaupt auch keine eingefallen.

*) Aus dem Buche „Irrende" (siehe die Buchbesprechung.)

Seine Schwester, die neben ihm saß, war kritischer beanlagt und von Natur mißtrauisch. Ihr gefiel diese italienische Geschichte nicht. Sie schüttelte den Kopf, daß die schneckenförmigen Ohrringe, die unter dem falschen, tiefen Scheitel halb hervorsahen, heftig baumelten.

„Wer weiß, was uns die Polackin für Sitten ins Haus bringt!" rief sie kampfbereit und blinzelte zu dem Neffen, dem Obergymnasiasten, hinüber. In solchen Dingen verstand Tante Amelie keinen Spaß. Sie war aus Prinzip ledig geblieben und konnte nicht begreifen, daß es Mädchen gab, die den Mut hatten zu heiraten.

„Die Gräfin ist eine verheiratete Frau, Amelie!" ebnete auch hier der Pfarrer dem unbekannten Gast die Wege, „sie wird uns von ihrem Gatten anvertraut und ich wüßte nicht, was da zu befürchten wäre". Es war ihm unangenehm, auch nur etwas Böses zu vermuten.

An der unteren Hälfte des Tisches saß die pfarrherrliche Jugend, unter ihr ein blinder junger Mann, der, nachdem er den nötigen Unterricht in einer Anstalt empfangen hatte, vom Pfarrer erzogen wurde.

Er war zweiundzwanzig Jahre alt, sehr musikalisch, reich und kannte alle Bücher, die je in Blindenschrift erschienen waren, auswendig.

Mit starker Phantasie begabt, die er jedoch seiner Blindheit wegen nicht betätigen konnte, träumte er wachend und schuf sich selbst eine Welt, die bevölkert war mit Gestalten, die mit der wirklichen Welt wenig Aehnlichkeit hatten. Diese Traumwelt und seine Musik waren es, die ihm das Leben trotz seiner Blindheit schön und reich machten.

Des Hauses Aeltester, der Gymnasiast, saß neben ihm. Er wurde von seinen Geschwistern „Pips" genannt. Ehe er seinen hohen Diskant mit einem männlichen Tenor vertauscht, hatte seine Stimme ein vogelartiges Piepsen an sich und es lag nahe, ihm den bewußten Beinamen anzuhängen. Die fürchterlichen Püffe, die er den Erfindern verabfolgte, hatten leider ihre Wirkung verfehlt.

Pips war Besitzer eines Tagebuches mit einem Deckel aus hellblauen Glanzpapier und eines Bündels selbstverfertigter